

Zur Alkoholfrage.

Seit einiger Zeit ist eine Bewegung gegen den „Alkoholismus“ im Gange, wobei von Fanatikern, mitunter auch wohl von Vertretern der alkoholfreien Getränke-Fabrikation, welche also von eignen materiellen Interessen beeinflusst sind, fast stets nur die schlimmsten Schattenseiten des Alkoholgenußes im grellsten Lichte besprochen werden; wenige aber nur wagen sich, um den allbewährten Freund des Menschen zu verteidigen und seine guten Seiten und die von ihm oft erzielten großen Erfolge ins rechte Licht zu stellen. Ich bitte daher alle Freunde eines mäßigen Alkoholgenußes, die Ehrenrettung des Alkohols aufzunehmen gegenüber dem kleinen Häuflein der Alkoholgegner, die unter vollständiger Verleumdung der Thatfachen und des Wertes eines mäßigen Alkoholgenußes den Kampf oft recht geschäftig führen und in ihrem blinden Fanatismus das Kind mit dem Bade ausschütten möchten.

Der „Alkohol“ hat von allen Nahrungs- u. Genussmitteln wohl mit die größte und älteste Vergangenheit und spielte von jeher eine große Rolle in der Ernährung der Völker sowie ganz besonders auch als Heilmittel. In unzähligen Epidemien hat er Großes vollbracht, ja manchmal war er alleiniger Erretter, ohne den die Menschheit hätte verzogen können; in vielen Kriegen hat er segensreich gewirkt, Krankheiten vertrieben und denselben vorgebeugt.

Ungelehrte Ärzte und Sachverständige haben den Alkohol als heiliges und fast unentbehrliches Nahrungsmittel gepriesen; wie kommt es nun, daß der Kampf gegen den Alkohol so pöblich, so überstürzt und so fanatisch aufgenommen wird? Es sind das zum Teil Strömungen, welche dadurch entstehen, daß es Leute gibt, welche meinen, immer etwas Neues, meist noch Unbewährtes bringen zu müssen, um das Alte zu stürzen, gleichgültig ob sich dieses noch so gut und lang aufs Beste bewährt hat, oder aber die andererseits durch Agitationen von Leuten entstehen, welche Neues, noch nicht im geringsten Erprobtes zu einem Vortheile, mit großer Reklame auf den Markt bringen und hierbei eine stets allem Neuen zuströmende Menge finden, welche andächtig auf die Worte der Reklame lauscht, aber nicht bedenkt, daß es sich oft nur um ein Geschäft handelt, welches eben nur mit Reklame eingefädelt ist.

Der „Alkohol“ ist seit Jahrtausenden der treue Freund des Menschen, dem er in zahlreichen Epidemien zur Seite stand, nennen wir nur die große Cholera-Epidemie in Hamburg und die erste große Influenza-Epidemie im Jahre 1889; hier war „Cognac“ fast „alleiniges Heilmittel“, ohne welches die Kunst der Ärzte verfaßt hätte. — Auch in Typhus-Epidemien hat sich Cognac und guter alter Rothwein stets als gutes Arzneimittel bewährt. Guter alter Rothwein ist der allerbeste Magen-Regulator, was in vielen Fällen beobachtet und bestätigt wurde.

In Kriegen ist der Alkohol der Begleiter der Krieger und oft der Retter in der Noth. Der Magenbitter Alter Schwede wurde in der Zeit der schwedischen Kriege von einem Arzte erfunden und von den Leibärzten Carl 12. bei der Armee eingeführt. Von vielen unserer tapferen Veteranen von 1870–71 haben wir gehört, daß dieselben manchmal Tage, ja Wochen lang nichts ordentliches zu Essen hatten, daß sie aber der französische Koch, welcher bei ihnen auch Friede und Ruhe brachte, lobte und den sie reichlich fanden auf den Beinen hielt. Nicht allein, daß er ihnen die durch übermäßige Anstrengungen erschöpften Glieder neu erfrischte, nein er gab ihnen auch frischen, frohen Muth zu neuen Thaten. Bei den ungeheuren Anstrengungen in der Kälte 1870–71, in feuchten Lagern und auf dem Schlachtfeld, wo kalte Thee oder sonstige alkoholfreie Getränke unbedingt schädlich gewirkt und keinen frohen Muth gegeben haben. An ein Anwärmen dieser Getränke war wohl selten zu denken. Kalte alkoholfreie Getränke bei großer Kälte und Feuchtigkeit hätten aber vorausichtlich Ruhr, Diarrhoe und noch schlimmere Krankheiten hervorgerufen, die unter Umständen verhängnisvoll werden konnten. Wer wagt es auch wohl über die vorzüglichen „Magenbitter“, die von allerhöchsten Autoritäten empfohlen und von denen einige von Ärzten erfunden wurden wie z. B. Boonckamp, Alter Schwede, Hoffmanns-Tropfen usw. den Stab zu brechen? Es sind das so alte und bewährte Magenmittel, denen auch die energiegeltesten Alkoholgegner den Muth nicht nehmen können.

Es vergesse nicht, daß die meisten ärztlichen Tinkturen von Alkohol hergestellt werden. Es segensreich wohl Niemand die wohlbegründete Wirkung und gute Bekanntheit der weltberühmten besten Bismuth-Gruppe von Peters, Sellner und anderen Firmen, die im Winter ein wahres Nahrungsmittel für die frierende Menschheit bilden. Der alte erfahrene und wetterfeste Kavaliere, welcher bei stürmischem und rauhem Wetter seinen Posten auf der Kommandobrücke nicht verläßt, stärkt sich durch einen steifen Grog, er weiß genau, daß alkoholfreie Getränke ihm die Widerstandsfähigkeit nicht geben würden wie der Grog. Touristen führen bei

großen Bergbesteigungen als eisernen Bestand stets Alkohol und Cognac mit sich.

Von jeher hat sich „Alkohol“ für den Magen bei mäßigem Genuß vorzüglich bewährt und kann Niemand bestreiten, daß derselbe den Magen und der Verdauung nach dem Genuß schwerverdaulicher und fetter Speisen als Sauerbrant, Gurkensalat alle Hülsenfrüchte usw. ungemein dienlich ist; bei großer Hitze empfehlen seit Menschengedenken die Ärzte dem Wasser oder auch der Milch etwas Cognac zuzusetzen. Zahlreichen Leuten bekommt Milch allein genossen überhaupt nicht; auch hier hilft fast immer ein kleiner Zusatz von Cognac.

Bei Beginn der heißen Jahreszeit liest man, sich alle Jahre wiederholend, ärztliche Ermahnungen dem kalten Wasser der besseren Bekanntheit halber ja etwas Wein oder Cognac beizumischen; daß dieses für den Magen von Vortheil ist hat wohl ein Jeder schon an sich selbst verspürt. — Des Weiteren gibt es eine Menge Leute, welche Kaffee oder Thee nur mit Zusatz von etwas Alkohol trinken können; ja Hunderttausende trinken den Kaffee, der besseren Bekanntheit halber nur mit Cognac oder Kirchwasser. So las ich zufällig vor Kurzem in dem Blatte „Der Kinderarzt“ von Dr. Wihl. Brod: „Bei Magenkrampf nehme man eine Tasse schwarzen Kaffee (kurz aufgegossen, nicht gekocht) welchem ein Eßlöffel Kirchwasser zugefügt ist.“

Im selben Blatte steht: „Hierbei, ein erfrischendes und nahrhaftes Getränk für chronisch Fiebernde bereitet man: folgt Rezept.“ — Hier wird also der Alkohol direkt als Heilmittel empfohlen.

Bei harter Diarrhoe habe ich Bekannte einige Gläschen Cognac oder auch Rum mit sofortigem Erfolge verwenden sehen. Viele Menschen können, wenn sie Abends Thee oder Kaffee trinken nicht schlafen; bei Zusatz von etwas Cognac, Rum oder Kirsch schläft man wie ein junger Gott.

Warum trinkt der Berliner zur fahlen Blonden (Weißbier) seinen Kimmell? Weil er die Erfahrung gemacht hat, daß es dem Magen dienlich ist und gut bekommt.

Leider gibt es bei allen Genüssen Menschen, welche nicht wissen, wann es Zeit zum Aufhören ist; ebenfals aber wie dies beim Trinken vorkommt, kommt es auch beim Essen vor. Wieviel Krankheiten hat nicht allein schon der unmäßige Genuß von Kuchen, Torten, Chokolade, Eis, Obst etc. erzeugt? Soll nun aber die Gesamtheit wegen einiger Unmäßigen leiden? Das wäre ebenso ungerecht wie das Vergehen gegen den Alkohol, wegen einiger Unmäßigen. So lange die Welt steht gibt es Unvernunft, gegen welche Götter selbst vergebens kämpfen.

Einige Fanatiker (oder Interessenten) schreiben: „Alkohol ist Gift“. Wenn Alkohol Gift wäre, so würden jedenfalls in Klöstern kein Bier gebraut, kein Wein gekeltert und keine Liqueure destilliert. Alkohol ist, mäßig genossen, kein Gift, sondern ein bewährtes Heil- und Nahrungsmittel. Gurkensalat, Conditorei-Eis wirken bei übermäßigem Genuß wie Gift, ohne daß wohl jemand behaupten wird, diese Speisen seien Gift.

Die augenblickliche Strömung gegen den Alkoholgenuß wird wohl in der Hauptsache durch die mit entsprechender großer Reklame auf den Markt geworfenen neu erfundenen sogenannten „alkoholfreien Weine und Biere“ hervorgerufen, welche aber schon ihren Namen mit Unrecht führen. „Alkoholfreies Bier oder Wein“ ist Unsinn. „Wein“ ist laut Gesetz ein durch Gährung veränderter Traubensaft von 8–23 Proz. Alkoholgehalt, je nach der Sorte. „Bier“ ist nach dem Gesetz ein unvollständig vergohrenes Getränk aus Malz und Hopfen mit 3–7 Prozent Alkohol, je nach der Sorte. Alkoholfreie Getränke haben keinen Anspruch, Wein oder Bier genannt zu werden. Wenn dieses doch der Fall wäre, so könnte demnach auch alkoholfreier Cognac, Rum oder gar Spiritus angeboten werden, das wäre doch der höhere Witz.

Hinsichtlich des erreichten Lebensalters von Leuten, welche keinen Alkohol trinken und solchen, welche Alkohol genießen diene folgendes:

Laut den Dresdener Nachrichten vom 13. März 1904 hat die „British demical Association“ eine Statistik aufgestellt, welche sich auf 4234 Sterbefälle erstreckt und welche folgendes Resultat ergab: Das Durchschnittsalter betrug: 1) bei solchen, welche keinen Alkohol trinken 52 Jahre 22 Tage; 2) bei solchen, welche mäßig Alkohol genießen 53 Jahre 13 Tage; 3) bei solchen, welche nicht die Absicht haben sich zu betrinken, sondern den Alkohol nur auf vernünftige Art und Weise benutzen 59 Jahre 67 Tage; 4) Genossenschaftler 57 Jahre 59 Tage; 5) endlich Trunkenbolde 53 Jahre 13 Tage, woraus klar und deutlich hervorgeht, daß die Abstinenten zu allererst dem Senfmanne zum Opfer fallen, der mäßige Trinker jedoch ihm den meisten Widerstand zu leisten im Stande ist.

Herr Reiser-Dresden schreibt über den Alkohol: „Den Nährwerth des Alkohols“ bestätigen auch die Resultate der Landois'schen Untersuchungen, an denen zu zweifeln keinerlei Grund

vorliegt. Landois sagt: „Alkohol ist eines der besten respiratorischen Nahrungsmittel! Wenn man als Wärme-Einheit (Kalorie) jene Wärmemenge ansieht, welche dazu gehört, 1 Gramm Wasser zu erwärmen, dann liefert 1 Gramm wasserfreie Substanz der folgenden Stoffe an Wärme-Einheiten:

Thierisches Fett 9461 Kalorien; Butter 9231; Alkohol 6980; Kuhmilch 5733; Erbsen 4889; Eigelb 4479; Roggenbrot 4471; Weizenbrot 4351; Reisstärke 4191; Kartoffelstärke 4174; Rohrzucker 4173 Kalorien.

Der Alkohol steht somit an dritter Stelle! Ueber die Kartoffeln und das Brot erhebt ihn weit seine größere Freiheit von werthlosen Beimischungen. Duzganz, der Direktor des weltberühmten Instituts Pasteur in Paris sagte:

„Ich glaube, daß Alkohol ein fast unentbehrliches Nahrungsmittel ist und mir scheint es unerklärlich, daß man denselben in der schroffsten Weise und für immer den Krieg erklärt hat, umsomehr, als die Natur — die viel klüger als der Mensch — denselben in großer Menge und mannigfacher Gestalt liefert. Gewiß hat der Alkohol im Uebermaß genossen, seinen Nachtheil aber was in aller Welt hätte diesen nicht?“

Dr. Kurt Vogt sagte: Auch der Genuß einer „mäßigen Menge“ Cognac, oder eines anderen Naturtrankes, ist nicht so verwerflich wie von strengen Abstinenzlern behauptet wird, die wie alle Fanatiker das Kind mit dem Bade ausschütten.

Wolfgang Goethe pflegte zu sagen, daß den Dichtern eine gewisse Reizbarkeit des Gehirns von Nothen sei, für die Alkohol ein gutes Mittel bilde — eine Weisheit, die bereits der alte Horaz kannte.

Der durch sein hinterlassenes großes wissenschaftliches Werk bekannte Dr. Voß sagte:

Die Wirkung des genossenen Alkohols ist zuvörderst Reizung der Magenwand mit nachfolgender Vermehrung des Magensaftes; es ist deshalb der Alkohol in mäßiger Menge und in verdünnter Form genossen (also nicht als Spiritus) ein wohlthätiges, verdauungsbeförderndes Genussmittel.

Selbst der als besondere Autorität auf diesem Gebiete zu betrachtende langjährige Leiter des Dresdener Stadtschulhauses, Herr Irrenoberarzt Dr. Ilberg muß gelegentlich seiner, für den Rath zu Dresden aufgestellten Statistik zugeben, daß er gefunden und geistig normalen Menschen den Genuß von mäßigen Mengen Alkohol nicht zu versagen vermag.

In den „Neuen Hess. Volksbl.“ erschien am 28. August ein Brief des Unteroffiziers Willy Jentich aus Südwestafrika; in diesem schreibt Jentich wörtlich: Nachdem sich jeder das warme Abendbrot Erbsen-Conserve, Reis, Thee, Kaffee oder was sonst gekocht, hat munden lassen, wird die Pulle (Rum enthaltend, ½ Liter für 10 Mann) getrunken. Ihr müßt wissen, daß hier im Lande die beste Arznei der Rum und eine Pfeife Blatten-Tabak ist; leider langt ½ Liter Pulle bei 10 Mann nicht weit, aber wenn es nicht mehr gibt, muß man auch mit wenigem zufrieden sein.“

Geh. Med.-Rath Prof. Prof. v. Schmidt-Rimpler in Halle a. S. schreibt unterm 14. Mai 1904:

Ich stehe auf dem Standpunkte, daß ein mäßiger Genuß von Alkohol, wie er besonders im Bier und Wein enthalten ist, dem gesunden Menschen durchaus keinen Schaden bringt. Er wirkt bei den Meisten im geselligen Verkehr anregend und belebend usw., am Schluß sagte der Professor: Als Arzt halte ich den Alkohol bei bestimmten Krankheitsfällen — wohl in Uebereinstimmung mit der Mehrzahl der Kliniker — für ein hervorragendes Heilmittel.

Es könnten noch viele Beweise angeführt werden, jedoch die Vorstehenden dürften genügen, um darzutun, daß Alkohol in mäßigen Mengen eines der besten Vorbeugungs-, Verschonungs- und Genesungsmittel gegen Krankheiten und von oft unschätzbarem heilbar und wohlthuender Wirkung ist und dabei ferner ein segensreiches Genuss- und Nahrungsmittel.

Es soll hierbei absolut nicht der Willkür das Wort geredet, sondern darauf hingewiesen werden, daß es grundfalsch wäre, eine Sache die so viele gute Seiten hat, einer schlechten wegen völlig zu verwerfen.

Einen Punkt möchte ich zum Schluß noch erwähnen. Die heutige Zeit ist eine solche, daß ein Jeder den ganzen Tag über (vielleicht bis spät am Abend) thätig zu arbeiten hat, sobald ihm einige Stunden, im geselligen Verkehr mit Bekannten thätig thätig sein; ich möchte stark bezweifeln, daß die Unterhaltung ihren Zweck der Anregung, der Berstreuung erfüllen würde, wenn hierbei Thee, Kaffee, Limonade oder Suderwasser getrunken würde.

Lassen wir uns diese geselligen Stunden unter Freunden nicht nehmen und auch nicht vergällen, sondern denken wir stets daran, daß alle diejenigen, welche einen guten Wein und ein gutes Bier vernünftig genießen, das höchste Alter erreichen! Wiesbaden, 11. November 1904. Carl Langsdorf.

Tuch-Handlung 4 Bärenstrasse 4.

In- und ausländische

Herbst- und Winter-Stoffe

für Herren- und Knaben-Kleider, Reise- und Wagen-Decken, Jacquard-Schlaf-Decken, Damen- und Herren-Plaids, Kameelhaar-Decken

In grosser Auswahl zu mässigen festen Preisen empfohlen

Hch. Lugenbühl.

Reste und zurückgesetzte Stoffe weit unter Preis.



Zu Weihnachten

empfehle

UHREN,

Goldwaaren, optische Artikel, zu den bekannt billigen Preisen.

Grosse Auswahl.

Reelle Garantie.

Fr. Seelbach,

Kirchgasse 32.

Lieferant des Beamten-Vereins.

470

Schuhwaren-Haus

A. Guckelsberger

Metzgergasse 4, nahe der Marktstrasse.

Gegr. 1872.

Mein Lager ist für die bevorstehende

8648

Herbst- u. Winter-Saison

in allen gangbaren Schuharten für Kinder, Damen und Herren aufs Reichhaltigste ausgestattet. Gleichzeitig empfehle ich in grösster Auswahl:

Hohe Wasserstiefel, Holzschuhe, sowie Militär-Stiefel

nach Vorschrift bei sehr billigen Preisen.

Wie bekannt führe ich nur Ia Qualitäten.

Zur Weihnachts-Saison

empfehle

Handarbeiten jeder Art

9818

zu billigen Preisen.

Johanna Becker, Friedrichstr. 40.

2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 275.

Donnerstag, den 24. November 1904.

19. Jahrgang.

Vorführung des „train Renard“, des schienenlosen Automobilzuges in Berlin.



Der aus Frankreich stammende schienenlose Automobilzug „train Renard“ wurde in Gegenwart des Landwirtschaftsministers von Bobinski, des Chefs des Generalstabes der Armee Grafen von Schlieffen, des Generalquartiermeisters Generalleutnants von Moltke, sowie zahlreicher Offiziere des Generalstabes, des Kriegsministeriums und der Verkehrstruppen in Berlin vorgeführt. Nach einer fur-

zen Erläuterung des Systems durch Herrn von Wedel, Direktor des Deutschen Offiziers-Vereins, und Monsieur de Pomi-an, den Vertreter der Firma Surcouf & Co. aus Paris, fuhr der Train auf dem Hofe mit absoluter Sicherheit Kurven und Kreise. Alsdann unternahm zahlreiche Zuschauer mit dem Zuge eine Ausfahrt nach Tempelhof.



Zooschwindelien. Ein von uns in der Depeschentrübrik der Nr. 271 abgedrucktes Telegramm des „Depeschensbüreaus Herold“ besagte, das Bank- und Commerzhaus „Union“ in Mannheim sei wegen Zooschwindelien polizeilich geschlossen worden, die beiden Inhaber seien verhaftet und die Bücher beschlagnahmt. Es stellt sich heraus, daß hier eine Verwechslung seitens des Depeschensbüreaus Herold vorliegt. Nicht die genannte Firma, sondern das Bank- und Commerzhaus „Mercur“ in Mannheim wurde wegen der erwähnten Vorkommnisse geschlossen.

Großer Einbruch. In der Kölner Goldwaarenfabrik von Hugo Ballmann wurden in der vorvergangenen Nacht Schmuckstücke im Werte von 20 000 M. mittels Einbruch entwendet. Von den Dieben fehlt jede Spur.

Schlagende Wetter. Man meldet uns aus Klagenuft, 22. November: Im südöstlichen Theile des Karawanken-Tunnels fand heute eine Explosion schlagender Wetter statt, wobei 11 Arbeiter getödtet wurden.

Tödtlicher Unglücksfall. Man meldet uns aus Dresden, 22. November: Als gestern Abend die Oberpflegerin der Heilanstalt Lindenhof mit der zur Kur dort weilenden Prinzessin eines kaiserlichen Hauses nach dem Bahnhof fuhr, schenken die Pferde und gingen durch. An einer Straßenecke prallte der Wagen an eine Mauer, wobei der Kutscher vom Bod geschleudert wurde. Die Prinzessin und die Pflegerin sprangen aus dem Wagen. Erstere kam mit leichteren Verletzungen davon, während die Pflegerin das Genick brach und auf der Stelle todt war. Der Kutscher wurde schwer verletzt.

Mit der Hundepfiste überfallen. Man meldet uns aus Berlin, 22. November: Wegen eines Artikels, welchen die Staatsbürger-Zeitung zu dem Fall der russischen Anarchistin Person

gebracht hatte, kamen heute die beiden Anarchisten Karl Funkelstein und Sennchay in die Redaktionsräume des Blattes in der Absicht, sich an dem Verfasser des Artikels persönlich zu rächen. Funkelstein zog gegenüber dem Herausgeber des Blattes Bruhn eine Hundepfiste heraus, um ihn durchzuprügeln. Bruhn entriß ihm aber die Pfiste und hieb mit derselben auf die Eindringlinge ein, welche alsdann die Räume verließen.

Kriegsgericht. Das „V. L.“ meldet aus Kiel: Der Zahlmeisterkonstant Ritsch von der hiesigen Werftdivision wurde wegen militärischer Unterschlagung gegenüber dem Eisenbahnfiskus und wegen unerlaubter Entfernung zu 4 Wochen Mittelarrest und Degradation vom Kriegsgericht verurtheilt.

Presseprozeß. Die Strafkammer in Bosen verurtheilte den Redakteur des polnischen Blattes „Praca“ wegen Beleidigung des preussischen Offizierkorps zu 2 Monaten Gefängniß. — Gegen den Redakteur Herfurth von der „Kolonialen Zeitschrift“ in Berlin wurde wegen Beleidigung unserer Richter in den Schutzgebieten, begangen durch verschiedene Artikel in der genannten Zeitschrift vom ersten Staatsanwalt in Berlin Anklage erhoben.

Entsprungener Raubmörder. Dem „V. L.“ wird aus Regensburg gemeldet: Der Raubmörder Hirschvogel ist aus dem Gefängniß entsprungen.

Automobilunglück. Man meldet uns aus Triest, 22. November: Hier stieß ein Automobil mit einem Fuhrwerk zusammen, dessen Pferd schon geworden war. Der Chauffeur wurde herausgeschleudert und erlitt einen Schädelbruch. Drei Insassen wurden leichter verletzt.

Daily Mail meldet aus Newyork von gestern: Miß Alice Roosevelt und ihre Begleitdame Miß Oilet wurden während einer Automobilfahrt bei Tostow in Connecticut aus dem umgeschlagenen Wagen geschleudert. Beide kamen mit einer starken Erschütterung davon, obgleich der Wagen vollständig zertrümmert wurde.

Kunst, Litteratur und Wissenschaft.

Die Geschichte des Königs Apollonius von Tyrus heißt der neueste Band der kulturhistorischen Liebhaberbibliothek der beiden im Magazin-Verlag Jacques Hegner, Berlin S.W. 11 erschienen ist (Preis 1.30). Liebhabern kostbarer und verschollener Kulturen kann die Publikation angelegentlich empfohlen werden.



GERICHTSSAAL

Strafkammer-Sitzung vom 22. November 1904.

Küßfälliger Betrug.

Die Verhandlung wider den Kaufmann Georg Röder, über die wir schon berichteten, in deren Verlauf mehr als 20 Zeugen vernommen wurden, konnte erst Abends um 5 Uhr nach länger als 6 Stunden, nur durch eine Pause von 10 Minuten unterbrochener Dauer zu Ende geführt werden. Der Gerichtshof erachtete nur für erwiesen, daß der Angeklagte sich bei dem Verkauf des Geschäftes an der Adolfsstraße unlaunterer Mittel bedient habe, verhängte aber über den Angeklagten mit Rücksicht darauf, daß er einer Familie, die nach schweren Schicksalsschlägen durch den Kauf des Geschäftes gehofft habe, sich eine neue, wenn auch bescheidene Existenz begründen zu können, um diese ihre letzte Hoffnung gebracht, 9 Monate Gefängniß sowie Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von 5 Jahren, während bezüglich des zweiten Betrugsfalles sowie des Diebstahls ein Freispruch erging. — Der Käufer des zweiten Geschäftes war auf heute vor das Amtsgericht geladen zur Ableistung des Pfendarungsseides.

Sprechsaal.

Für diese Rubrik übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber keine Verantwortung.

Silfseilung für Frachtschiffe.

Zwischen Ahmannshausen und Bingen resp. dem sogenannten Vingerloch soll in der Weise eine Aenderung eintreten, daß die Silfseilung der zu Berg fahrenden Frachtschiffe nicht mehr wie bisher mittels Pferdeborpann ausgeführt werde, sondern durch zwei hierzu bereit gehaltene Schleppdampfer!

Wenn auch auf einer Seite diesem Fortschritt und Entlastung der Strapazen der Pferde dadurch ein Wohlwollen entgegengebracht wird, so ist es nicht zu verkennen, daß die Ahmannshäuser Pferdebesitzer geschädigt werden.

Allein was fragt man in dieser Beziehung nach einzelnen derartigen Geschädigten. Wie vielen Geschädigten wird es noch in lebhafter Erinnerung sein, welches kolossale Geschäft der Art in Radesheim sowohl als auch in Ahmannshausen gemacht wurde, bevor die Zahnradbahn ihre Thätigkeit entwickelte. Deutzutage leben wir in der Zeit des Fortschrittes!

Em.

Hautunreinheiten jeder Art beseitigt man durch Gebrauch des an Wirkbarkeit unerreichten, **Myrrholinglycerin**, in Tuben à 50 Pf. erh.

Künstlerische Photographie. **Karl Schipper,** 31 Rheinstr. 31. Tel. 2763.

+ Gesundes Blut bietet den besten Schutz gegen Krankheit!

Blutreinigung und Blutverbesserung sollte daher Jeder anstreben. Meine vorzüglich bewährten **Blutreinigungsthee's** sowie **Jul. Senfel's Nährsalze u. Nährsalzpräparate** werden seit Jahren mit best. Erfolg angewandt. In haben **Kneipp-Haus,** nur Rheinstrasse 59. Telefon 5240. 9887

Killians Mützen sind die besten.

Tägl. fr. gesch. bayr. Waldhasen, p. St. 3.50. Telefon 2671. **Kerositr. 28.**

Bestellungen per Karte werden prompt befohrt. 570

Nur prima Waren.

Geschw. Meyer.

Reellste Prinzipien.

Unser

Weihnachts-Verkauf

mit ganz bedeutender Preisermässigung erstreckt sich auf sämtliche Artikel unserer reich sortierten Lager in

Kleider- und Blousenstoffen, | Weisswaren, baumw. Waren,
Echarpes und Tüchern, | Coultens, Bett- u. Tischdecken,
Unterröcken, fertiger Wäsche. | Schürzen jeglicher Art.

Angesammelte Reste zu Kleidern, Blousen etc.

Langgasse 9.

enorm billig.

Langgasse 9.



Nr. 46

Donnerstag, den 24. November 1904.

19. Jahrgang

Lose Regeln für solche, die Ein- jährige werden wollen.

Hüßst Du Muth und feste Knie,
Stell Dich bei der Infanterie!

Willst Du Hahn im Korbe sein,
Trete bei den Jägern ein!

Hast Du vor, Dich arg zu quälen,
Nimm ich Pionier empfehlen.

Auch beim Eisenbahner-Korps
Stell' Dir's nicht zu rosig vor.

Mehr gemüthlich wie bekannt,
Geht es zu beim Proviant. *)

Soll auf Dich ein Mädchen sehen,
Darf Du nicht zum Trainee gehen!

Aber willst Du etwas weiter,
Nun so werde Schwerer Reiter!

Zum Dragoner rath ich fast,
Wenn Du reiche Tanten hast.

War Dein Vater schon Husar,
Werd es auch mit zwanzig Jahr!

Und versagt der „Alte“ nie,
Ist das Best' die Artillerie.

Hast Du Geld und vierzehn Auen,
Melde Dich bei den Ulanen.

Hüßst Du Dich zur Haute-volée,
Wird's Dir leicht als Chevauleger.

Hast Du aber 's Gröste vor,
Nimm, dann wähl' das Garde du corps!

*) Neue Einführung, daß Einjährig-Freiwillige, nach halb-jähriger Dienstzeit in einem Truppentheile, sich zum Proviantamt abkommandiren lassen können.
(Jugend.)

Die Luftkur.

Humoreske von Leo von Torn.

(Nachdruck verboten.)

Es ist hienieden durchaus dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen — und für einen königlich preussischen Leutnant sind in dieser Richtung noch ganz besondere Vorkehrungen getroffen.

Er mag ein Kommando haben, welches es auch sei, und das Kommando mag ihm so schön gefallen, daß er sich auf dieser Erdenwelt nichts Besseres wünscht, als für den ganzen Rest seiner Tage ein solches Kommando — es hilft ihm nichts; es kommt eine Zeit, da er wieder in die liebenden Arme der Kompagnie, d. h. zum Frontdienst, zurückgeführt wird.

Der Kavallerist, welcher zwei schöne Jahre hindurch auf der Reitschule in Hannover Galopp- und Parforcejagden geritten und auch sonst die schwierigsten Sachen gelöst hat, muß schließlich doch heim zu seiner Schwadron, wo die neuen Rekruten auf den Säulen hängen, wie irrthümlich geworbene Kammern auf einer Wascheleine.

Nach den üblichen fünf Monaten Vorgesandt muß der Offizier die in der höheren Parterregymnastik gewonnenen Kenntnisse daran verschwenden, um ununterbrochen je hundert- und fünfzig Pfund unbeholfener polnischer Bauernknochen über das Red zu werfen.

Ja, selbst für die Starken im Geiste, welche das wichtigste und bedeutungsvollste Kommando, das nämlich zur Kriegsakademie, errungen, kommt eine Zeit, da sie nach Hause müssen, um dort von ihren Vorgesetzten zu erfahren, daß sie trotz all ihrer militärischen Gelehrsamkeit — oder vielleicht gerade wegen derselben — vieles, ja, sogar sehr vieles merkwürdigerweise noch nicht gelernt haben.

Es gibt nämlich Vorgesetzte, welche grundsätzlich gegen Kommandos sind, — und von diesen Vorgesetzten war der Major Sosnowski ein Typ.

Er gehörte zu den wenigen, welche im Kriege Offizier geworden waren, und hieraus resultierten alle seine Eigenschaften: Die Verachtung der grauen Theorie, die Abneigung gegen moderne Kinkerlitzchen — in welchen Begriff er alle neuzeitlichen Errungenschaften der Kriegstechnik zusammenfaßte. — und sein Bspötteln der einschlägigen Gelehrsamkeiten. All diesen Dingen gegenüber empfand er wohl auch deshalb etwas persönlich, weil er es nicht mit Unrecht ihnen zuschrieb, daß er an der Majorsede hängen geblieben war.

Waren also seine Qualitäten als Frontoffizier unbestreitbar, so galt er doch ziemlich allgemein als ein recht

unangenehmer Mitteleuropäer. Er war überstreng und dazu auch ungerecht — wenigstens in den militärischen Dingen, welche ihm wider den Strich gingen.

Es war doch unmöglich, einen Krieg anzufangen, bloß damit die Subalternoffiziere des Herrn Majors Sosnowski sich so praktisch betätigen konnten, wie ihr Bataillonschef das wünschte. Und die Vorbereitung für den Krieg, das Studium und das Ausproben aller einschlägigen Hilfsmittel war doch auch praktische Arbeit, zum mindesten ebenso wie der langsame Schritt und der vom Herrn Major besonders gern und viel geübte Parademarsch in Kompagniefront.

Da er das nicht einsehen wollte, stand er sich mit einigen seiner Offiziere — und das waren gerade die begabteren — gar nicht gut, namentlich nicht mit dem Oberleutnant von Seldke, welcher zur Versuchsabteilung abkommandiert gewesen und dann für einige Zeit zur Truppe zurückgelehrt war, um seine endgültige Einberufung zu einem der Luftschifferbataillone abzuwarten.

Diese Einberufung war heute gekommen, und strahlenden Antlitzes trat Herr von Seldke damit vor seinen Bataillonskommandeur.

Auf die in militärischer Kürze abgehaltene Meldung zog der alte Herr mit grimmigem Lächeln seinen eisgrauen Schnurbart durch die Finger. Unter den wulstartig vortretenden Brauen fixierten die kleinen Augelchen den jungen Offizier scharf und tückisch, so daß letzterer schließlich in seinem Gesichtsausdruck eine leise Anbeutung von Bestremden nicht meistern konnte. Darauf aber schien der Major nur gewartet zu haben. Jedes seiner Augen bekam einen Dolch, und indem er die Hände auf den Rücken warf, pfiff er den Oberleutnant an:

„Ich verbitte mir das, Herr! Was denken Sie sich denn! Solch ein Gesicht können Sie dem Erzengel Michael machen, falls Sie ihm gelegentlich über den Wolken begegnen sollten, verstehen Sie mich?“

„Herr Major —“

„Herr Oberleutnant von Seldke, jetzt rede ich. Solange Sie noch auf Erden wandeln und einer ordentlichen Truppe angehören, haben Sie sich danach zu richten. Was Ihre Einberufung betrifft, so beglückwünsche ich Sie dazu — Sie und mich. Ich will nur hoffen, daß Sie in der Luft mehr leisten als auf dem Boden. Hier haben Ihre Leistungen nach verschiedenen Richtungen hin sehr zu wünschen übrig gelassen. Aber das ist mir durchaus erklärlich, wenn man den Kopf mit solchen Kinkerlitzchen voll hat. Da ist es schon besser, Sie widmen sich diesen Geschichtchen vollständig.“

„Herr Major, — ich bitte gehorsamst bemerken zu dürfen, daß die Luftschifferbataillone genau so in den königlichen Dienst rangieren, wie jede andere Truppe.“

Der Oberleutnant hatte das ziemlich bestimmt hervorgehoben — aber er wußte, daß er das riskieren konnte. Major Sosnowski fühlte sich in seiner ganzen Position längst nicht mehr ganz sicher, und er suchte ängstlich alles zu vermeiden, was dieselbe weiter erschüttern konnte. Wenn er den Leutnant auf diese Zurechtweisung so anschauzte, wie er es wohl gern gemocht hätte, und es dann möglicherweise zu einer Beschwerde kam, so konnten ihn die wegwerfenden Aeußerungen über eine königliche Truppe elliptisch begreismulden. Also beschränkte er sich auf die Wirkung der beiden Dolche in seinen Augen und bemerkte dann einlenkend:

„Danke Ihnen für die Unterweisung, Herr Leutnant. Das weiß ich alles selbst, verstehen Sie mich? Scheinen mich überhaupt mißverstanden zu haben. Habe nichts gegen die Luftschiffertruppe als solche. Verstehe nur den Zweck nicht recht. Wo sich solche Ballons 1870/71 sehen ließen, wurden sie glatt runtergeknallt. Und das hat sich für die Infassen stets als höchst unzutraglich erwiesen. Außerdem erscheint mir die Wollenschieberei nicht militärisch — wenigstens nicht in meinem Sinne militärisch. Was ist denn das für eine Kunst, sich da in so 'ne Gondel zu setzen und den lieben Herrgott an den Fußsohlen kipeln? Scheint mir keine ernste Aufgabe für einen Soldaten!“

Da der Herr Major bemerkte, daß er sich abermals verheßerte, und auch der junge Offizier ein Gesicht machte, als wenn er verschiedenes einzuwenden hätte, bog ersterer wiederum ab und schloß:

„Aber natürlich — die Truppe als solche in Ehren. Und damit Sie sehen, daß ich mich sachlich zu unterrichten bemüht bin, bitte ich Sie, mich zu einer Übung einzuladen. Ich werde mir die Sache dann mal aus der Nähe ansehen.“

„Zu Befehl, Herr Major.“

Nach sechs Wochen fand auf dem Tempelhofer Felde eine größere Übung mit dem Drachenballon statt.

Leutnant von Seldke hatte von dem Führer der Abteilung — einem Hauptmann Blund, der den Major Sosnowski von früher her auch nicht in sonderlich freundslichem Gedanken hatte — die Erlaubnis erhalten, den Major einzuladen; allerdings erst, nachdem Herr von Seldke dem Hauptmann einige diskrete Mitteilungen gemacht, welche dieser mit einem Lächeln aufnahm, das zwischen Bedenken und Vergnügen die Wage hielt. Schließlich hatte er zugestimmt und — das Kommando für diesen Tag dem Oberleutnant von Seldke übertragen.

Letzterer erklärte denn auch dem Herrn Major, welcher sich pünktlich eingefunden hatte und um dessen grauen Schnaubart unentwegt ein suffizantes Lächeln spielte, alle einschlägigen Dinge.

Aber erst als die Gondel mit ihrem Inhalte an die Reihe kam, schien das Interesse des alten Herrn etwas mehr rege zu werden — und zwar so, daß er dem Leutnant folgte, als dieser den Korb des Ballons bestieg, der wie ein feister schwarzer Satan in der Luft stand.

„Dieser Apparat hier, Herr Major, ist der Aspirationspsychrometer — zum Messen der wirklichen Lufttemperatur; hier der Dynamometer für die Feststellung des Zuges im Fesseltabel. Drüben steht der Winddruckmesser — und dieses Instrument dient zur Feststellung der Himmelsrichtung.“

„Das ist doch ein gewöhnlicher Kompaß!“ warf der Major ein.

„Allerdings,“ erwiderte der Leutnant mit dienstlich unbewegtem Gesichte, „nur mit dem Unterschied, daß die gewöhnlichen Kompaße die Himmelsrichtung zur See oder auf der Erde, dieser aber die Richtung in der Luft feststellt.“

Der Major sah mißtrauisch auf und brummte etwas vor sich hin. Dann aber wies er auf einen Apparat.

„Und wozu ist das Ding hier?“

„Das ist einer unserer wichtigsten Apparate, Herr Major — der Barograph, zum selbsttätigen Aufzeichnen der Steighöhe. Ich glaube, es wird Sie interessieren, das Instrument einmal in Tätigkeit zu beobachten.“

Major Sosnowski hatte keine Ahnung, worum es sich eigentlich handelte. Der Leutnant gab den Signalfiff — gleich darauf das Kommando „Steitrolle fertig!“ — dann noch ein Pfiff — und der Drache stieg langsam in den blauen Aether . . .

Auch jetzt merkte der Major zunächst noch nichts. Erst als Herr von Seldke ihn auf die Nadel des Barographen aufmerksam machte und der Major dann zufällig einen Blick zur Gondel hinaus warf, wo die Mannschaften, wie überhaupt das ganze Feld, in die Unendlichkeit zu fallen schienen — da erkannte er mit Entsetzen, was geschehen war.

„Herr —!“ stieß er freibleich hervor. „Lassen Sie mich hinaus! Sofort!“

„Das wird nicht gehen, Herr Major,“ erwiderte der Leutnant, indem er seelenruhig an der Ventilsleine ordnete, „wir befinden uns zwar zunächst nur auf hundertundfünfzig Meter Höhe, aber der direkte Abstieg zur Erde dürfte trotzdem seine bedeutenden Schwierigkeiten haben. Auch habe ich Ihnen noch verschiedenes zu erklären. Wenn Sie die Güte haben wollten, einen Blick auf das Gelände unter uns zu werfen.“

Unter dem lähmenden Drucke des schrecklichen Ereignisses trat der Major ganz mechanisch an den Rand des Korbes — um gleich darauf zurückzutaukeln und wie ein Haufen Unglück auf dem Boden zusammenzufauern.

Der Schwindel hatte ihn ergriffen, und da der Ballon auch etwas am Kabel schlingerte, fühlte der alte Grimmbart sein Inneres in einer Bewegung, die beispielsweise der Mont Pelée empfunden haben muß unmittelbar vor seiner großen Eruption.

Und was diese Bewegung versprach, das hielt sie auch alsbald in ungeahntem Umfange. Würgen und Stöhnen — Stöhnen und Würgen, das waren die einzigen Aeußerungen auf den sachgemäßen und höchst instruktiven Vortrag, welchen Oberleutnant von Seldke dem Major Sosnowski über die hohe Bedeutung des Luftballons für die Explorierung des Geländes usw. hielt. Auch verfehlte er nicht, darauf hinzuweisen, daß es für die immerhin gefährvollen und oft auch nicht angenehmen Operationen der Luftschiffer ganzer Männer bedarf, die nicht nur Verständnis für taktische und strategische Kriegslagen besitzen, sondern auch lö-

perlich den schwierigen Aufgaben dieser Spezialtruppe gewachsen sind. Quot erat demonstrandum.

Als der Leutnant dann nach einem guten halben Stundchen den Abstieg bewirkte, ließ er die ganzen Mannschaften — soweit das irgend mit der Bedienung und Sicherheit des Ballons vereinbar war — kehrt machen. Ein Mann mußte telephonisch eine Droschke heranbeordern — und drei Mann hatten zu tun, um den Major Sosnowski in derselben zu verstaufen.

Und die Luftkur hat geholfen; denn seither denkt der Major zwar mit Grauen und — man verzeihe das harte Wort — nie ohne ein würgendes Aufstoßen, aber doch mit einer gewissen Achtung von den Luftschifferabteilungen.



Am Stammtisch.

An dem Stammtisch in der Sonne
Ging's mal wieder lebhaft zu,
Hohe Politik sie trieben,
Gar nichts ließen sie in Ruh.

All' die neuesten Telegramme
Wurden lebhaft debattiert,
Ob wo! Rußland oder Japan
In dem Schreckenskampf verliert

Einer lächelt ganz behaglich,
Wenn die Andern toben, schrei'n:
„Kinder hört was soll das Janken.
Laßt den Streit begraben sein.

Ob nun Rußland oder Japan
Sich im Kampf als Sieger zeigt,
Aller Wunsch ist's, daß der Krieg sich
Endlich seinem Ende neigt.

Laßt uns lieber friedlich leben
Hier auf dieser schönen Welt,
Wo es mir, ich möchte sagen,
Jeden Tag schier mehr gefällt.

Denn seitdem mein liebes Frauchen
So famose Suppen macht,
Schmeckt das Essen mir zu Hause,
Daß es eine wahre Bracht.

Und wenn Ihr mich fragt, wie's möglich,
Daß die Suppen sind so fein,
Will ich Euch das Räthsel lösen:
Thut doch etwas „Maggi“ rein.

Nicht zu viel und nicht zu wenig:
Und Ihr sollt es einmal seh'n,
Wie sie schmeckt dann, gewürzt mit „Maggi“,
Schmeckt so prächtig, herrlich schön.

Doch nun muß nach Haus ich eilen,
Denn die Suppe steht bereit;
Ja, das Beste, ich erklär es,
Bleibt doch „Maggi“ weit und breit!“

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Das Lachen ist krankhaft.

Der Tapezierer Julius Leipe hat den Musiker Heisler im Born hingeworfen, so daß sich dieser einen Knöchelbruch zugezogen hatte. Julius Leipe steht nun, angeklagt wegen Körperverletzung vor dem Richter.

Richter: Sie sind noch gänzlich unbescholten?

Angell.: Gott sei Dank! Ich wäre auch gänzlich unbescholten geblieben, wenn der Musiker nicht mang mein Lebenslang gemacht hätte.

Richter: Was wollen Sie damit sagen?

Angell.: Na, ich hätte mir doch nicht zu't Babreden hinreihen lassen, wenn der Trompetist mir nicht mang meine Finger je-loofen wär. Aber det is'n Quatschklopp, so wat ha'm Se noch nicht gehört. Balnagt wer' id ja werden, det kann ooch nicht anders sind, von wejen de Jerechtigkeits, aber id jloobe, wenn der Herr Jerechtshof wühte, wat mir der zuseht hat, wie er mir jepieselt hat, wie er mir wilb gemacht hat mit sein Jedibbere, dann würde id us'n jemilderten Umstand rechnen könn'. Det steht fest.

Richter: So erzählen Sie uns, inwiefern Sie von dem Musiker gereizt wurden.

Angell.: Det is'n Wort. Det dhue id mit's jrotte Bapneien. Id bin Tappier in een jroket Etablisement, da ha't nu zu de korieren, wenn 'ne Extrafache is. Nu ha't ne kleene Bude, wo id meine Sachen drin zu liejen habe, da halte id mir merjchtenbeels uf. Da besucht' mir manchmal der Musiker, der Heisler, der bläst nämlich mit in't Orchester. Nu kwatschte der Kerl ja immer eene schredliche Naht; wissen Se, Herr Jerechtshof, det is so'n Supperkluger, der Allens besser vafteht, der de Bildung mit Köffeln jefressen hat. Det heekt, det jloobt er man ganz alleene. Also an den Abend is er ooch in meine Bude, un id muß lachen, iever det wicht'je Gesicht, det er schnitt. Nu jing et los: „Julius“, meent' er, „det Lachen is krankhaft, det kommt aus de Leber!“ „Quatschklopp“ soje id. „Id bin ganz jesund, meine Leber ooch!“ Na, Herr Jerechtshof, Sie-sehn et mir ja an, id wieje jut meine zwee Centner, war Kürassier jewesen, mir hat noch nie wat jefehlt, na un da kann id doch lachen. Wie id iever Heisler sein Blaas wieder lachen mußte, fängt der Stiefel nochmals an: „Julius, det Lachen is krankhaft, det kommt von de Leber, et kann ooch aus de Nieren sind.“ Nu muß id ja jeftehen, id brillte vor Lachen. Da kommt det Häuffen Unjlide, der Kerl is nämlich so un-jesähr knapp fims Juh jroh und wicht vielleicht an 95 Händeken, na mit een Wort, wie man so jaacht 'n Evilleken, also da kommt det Endeken Mensch ran an mir, tappst mir mit seine Trompeten-uf'n Bauch rum und fängt wieder so'n Jefabbre an: „Julius, du kannst dir druff valassen, det Lachen is krankhaft, det kommt aus de Leber, et kann aber ooch aus'n Magen komm'.“ Dabei driekt er mir, wie jesaacht immer in de Nabeljegend rum. Mir pachte det nich, auherdm un ieverhaupt kann id det Kizeln nich vadragen, un da jebe id den Heisler 'n Schnupps, det er lang hinsliecht. „Au, mein Been!“ rief er noch, denn ha't ihn uffgehoben un det Unjlide war jesehehn. Jerne ha't det nich jedahn. Id habe det Heisler jleich jesaacht.

Der Angeklagte wird zu 50 A. Geldstrafe verurtheilt.

Angell.: 50 Meter? Da ha't nicht mehr zu lachen. Nu will id mir aber mit Heislern vaföh'n. Recht hat er doch jehabt, det Lachen war krankhaft, aber et komt nich aus de Leber, et kommt aus't Portmonnöh; — fünfzig Emmchen!



Unerhört.

Mutter (zur jungverheiratheten Tochter): „Du siehst so verweint aus; was fehlt Dir?“

„Ach Gott, ich bin auch ganz unglücklich, denke Dir, mein Mann hat heute — — gegähnt.“

Kindliche Betrachtung.

Der kleine Hans (Zeitung lesend): „Merkwürdig, hier in der Zeitung steht, daß der Fürst an einem Augenleiden erkrankt ist, und daß er zunächst seinen Leibarzt zu Rathe gezogen hat. Ich an seiner Stelle hätte meinen Augenarzt zu Rathe gezogen.“

Ja dann!

— „Also Sie haben zu Ihrem Arzt ganz unbedingtes Vertrauen?“

„Freilich, der sieht schon zu, daß er mich recht lange am Leben erhält, er ist ja auch zugleich mein Hauswirth.“

Weinsalk.

Mann (der verreist war): „Als ich diese Ansichtskarte schrieb da habe ich gerade große Sehnsucht nach Dir, Du siehst noch die Thränen Spuren. — —“

Frau: „Schweige Heuchler, ich habe sie vom Chemiker untersuchen lassen, es sind ja — — Weinsflecken!“

Ein Geschäftsmann.

Lehrer: Wenn ein Anzug dreißig Mark kostet, wieviel kosten dann zwei Anzüge? Na, Isidor?

Isidor: Werden wir sie Ihnen lassen für 50 Mark, damit Sie kommen wieder.

Auf dem Standesamt.

Junge Frau: Was ist Dir, Hugo?

Hugo: Zu dumm — jedesmal wenn ich heirathe, kriege ich Aufstoßen.

Motivirte Abweisung.

Dienstmädchen: 'S sind zwei Herren draußen, sie sagten, sie kämen zum Schafskopf.

Hausfrau: Sag' ihnen, mein Mann ist nicht zu Hause.

Kindlich.

Hans (einem Leichenbegängniß zuschauend, bei dem viele Studenten im Wicks erschienen sind): „Nicht wahr, Papa, da wird gewiß ein Gelbbriefträger begraben?“

Rettung.

Dame: „Ist's wahr, Herr Major, daß Sie auf Ihren großen Reisen einmal unter Menschenfresser gerathen sind?“

Herr: „Ja, ich war schon für einen Hochzeitschmaus bestimmt!“

Dame: „Und wie sind Sie Ihrem Schicksal entgangen?“

Herr: „Sehr einfach, die Verlobung ging zurück.“

Benützte Gelegenheit.

Schulze (zum Kommandanten der Feuerwehr, die zu einem nächtlichen Brand ausrückt): „Wirklich eine starke Betheiligung, wenn es in der Nacht brennt — es ist halt a jeder froh, wenn er in der Nacht hinausdarf!“

Hübsch gesagt.

Junge Frau: „Nehmen Sie den Braten jetzt vom offenen Feuer weg, damit er sich ruhig fortentwickeln kann.“

Wahres Geschichtchen.

Fünfjähriges Großstadtkind in der Pferdebahn in Potsdam, ganz entsetzt:

„Vater, Vater, vor der Elektrischen läuft ein Pferd.“

Falsche Voraussetzung.

Er: „Ach Fräulein Amanda, wie gut die Mädchen es doch haben! Wir müssen bei einem Antrage eine lange Rede vom Stapel lassen und sie sagen einfach —“

Sie: „ — — nein!“

Ein Undankbarer.

A.: „Ich habe statt des erhofften großen Loses nur 50,000 M. in der Lotterie gewonnen; heute morgen erhielt ich die Diabelpost.“

Vergaloppirt.

Sie (in den Flitterwochen): „Du denkst gar nicht mehr an mich! Ich seh' dich vorhin gar im Salon sitzen und gähnen!“

Er: „Du siehst du — und gerade da hab' ich an dich gedacht!“

Aufrichtig.

Beamter: „Um die Versicherungssumme zu beheben, müssen Sie einen Todenschein Ihres Mannes beibringen.“

Wittve: „Aber mit Vergnügen!“

Er hat das letzte Wort.

„Meine Frau läßt mich immer das letzte Wort haben“, sagte der etwas verschüchtert aussehende Mann.

„Wirklich?“ rief sein Freund, in einem Tone, der einen gewissen Zweifel ausdrückte.

„Ja wirklich. Jedesmal wenn ich sage „Ja, meine Liebe, Du hast ganz recht“, dann hört sie sofort auf zu sprechen.“

Unter Badjischen.

Frl. A.: „Mir gefällt ein Leutnant, der reitet, am besten!“

Frl. B.: „Mir einer, der Rad fährt!“

Frl. C.: „Und mir einer der mich heirathet!“

Aulant.

Student: „Was, so viel kosten die Kanonenstiefel? Gut, ich nehme sie. Werden sie aber auch immer so blank bleiben?“

Schuhmacher: „Gewiß; wenn Sie sich dieses Glanzlacks bedienen, der nur ein paar Kreuzer kostet!“

Student: „Gut. Den Glanzlack bezahle ich baar, das Uebrige schreiben Sie an.“

Mehr als das.

Baron: „Ist das Pferd auch fromm?“

Pferdehändler: „Man kann schon sagen: bigott, Herr Baron!“

Er kann warten.

Herr Borgmeier: „Lieber Meister, ich brauche einen hübschen Anzug, aber das sage ich gleich, jetzt habe ich kein Geld!“

Schneider: „Bitte, das macht nichts, ich kann ja warten.“

Herr Borgmeier: „Ah sehr charmant! Also nehmen Sie mir bitte, Maß!“

Schneider: „Maß nehmen? Wozu jetzt? Ich meinte, ich kann warten, bis Sie Geld haben!“

Der Kuß ohne Schnurrbart.

Frau Somberg ist ihrer 15jähr. Tochter wegen in großer Sorge. Sie hat ihr neulich Abends einen Kuß gegeben und, da hat die junge Dame im Schlaf gemurmelt: „Oh, lieber Arthur warum hast Du Dir denn den Schnurrbart abrasieren lassen.“

Ernüchterte Liebe.

„Wissen Sie überhaupt, was es heißt, ein Weib zu lieben?“

„Ob ich's weiß. Ich habe einst ein Weib vergöttert. (Traurig): Leider hat sie geheirathet.“

„Wen denn?“

„Mich!“

Bombenfischer.

Er: „Und bist Du wirklich sicher, daß ich der einzige Mann bin, den Du jemals wirklich und wahrhaftig geliebt hast?“

Sie: „Ganz sicher. Ich habe erst gestern die ganze Liste durchgesehen.“

Boshaft.

Anna: „Die Leute behaupten alle, ich hätte meiner Mutter Nase und Mund.“

Hanna: „Na, dann kann Ihre Mutter froh sein, daß sie sie los ist.“

Verknappet.

Herr Trampel (zu seiner Tänzerin): „Sie sehen heute Abend entzückend aus, mein gnädiges Fräulein.“

Fräulein Pfirsich: „Wirklich! Was die Herren einem immer für schöne Sachen sagen. Herr Lobe hat mir soeben dasselbe gesagt.“

Herr Trampel (bestrebt seinen Nebenbuhler herabzusetzen): „Aber, Sie glauben doch nicht, daß der das ernst gemeint hat.“

Schlan.

A.: „Ob die alten Römer auch Kochbücher hatten?“

B.: „Natürlich, wozu wäre denn sonst das Küchenlatein da gewesen!“



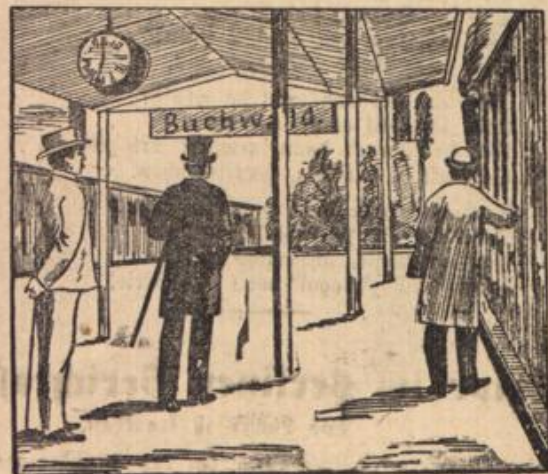
Sein Wunsch. „Willst Du mir vertrauen, Sami?“ rief er leidenschaftlich und drückte ihr die Hand.

„Mit meinem ganzen Herzen, mit meiner ganzen Seele, mit allen meinen Gedanken,“ flüsterte sie zärtlich und schmiegte sich an seine breite Brust.

„Ich wünschte, Du wärest mein Schneider,“ dachte er in seinem Innern, als er die junge Dame in seine Arme schloß.

Motto per ridere.

Vexirbild.



Wo ist der Stationsvorsteher?

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Voormert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moritz Schäfer, Wiesbaden.

An unsere Leser

richten wir ebenso höflich als dringend die Bitte, uns von jeder Unregelmäßigkeit in der Zustellung des Blattes sofort Nachricht zu geben, da wir nur dann im Stande sind, Abhilfe zu schaffen.

Expedition des Wiesbadener Generalanzeiger.



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 275.

Donnerstag, den 24. November 1904.

19. Jahrgang

Gesucht und gefunden.

Roman von H. von Gersdorff (Baronin Malkah).

Kontinuation

Nachdruck verboten.

„Gott sei gedankt und dieser Fügung, die Sie Leo herbrachte und Ihnen, dem die Menschen Vertrauen entgegenbringen wie wenigen, und der Vertrauen noch niemals mißbraachte, sei gedankt. Ich brauche Ihnen kaum mehr zu sagen, daß ich jener leichtfertige, berauschte Schwärmer war, der dem Mann die Braut verleumdete, freilich ohne zu wissen, daß ich dies that, und daß er ihr so nahe stand. Ich ward freilich damals schwer verwundet durch den Schuß und die Angst, die Sorge der beiden anderen wendete sich mir allein zu. Niemand dachte daran, ihm zu folgen, niemand vermuthete, daß er, nachdem der erschreckte Ruf des ersten Entsetzens: „Tob!“ erschollen war, als ich zusammenbrechend das Bewußtsein verlor, in so besinnungsloser Hast die Flucht ergreifen würde. Das war sein Fehler. Er mußte Stand halten, aber, wer will ihn richten? Niemand, der nicht gleiches erlebte. Von seinem furchtbaren Geschehnis erfuhren wir nichts mehr, nur nach längerer Zeit, daß er außer Landes gegangen. Wie habe ich ihn gesucht, in der richtigen Voraussetzung, daß er mit schwerem Schuldgefühl auf seiner Seele blindlings geflüchtet war. Es war unmöglich, ihn aufzufinden. Der Grund meiner Verwundung wurde mit meiner Zustimmung von den beiden, die dem Vorfall beizuhelfen, als meine eigene unvorsichtige Spielerei im berauschten Zustande mit der geladenen Waffe erklärt. Wo kein Kläger — ist kein Richter. Niemand behelligte den Unglücklichen, der sich selbst verbannt, sich selbst gerichtet hatte. Ich verblieb in der Wohnung jenes Arztes, der meine Heilung vollendete. — Später — fast zehn Jahre später, sah ich das junge leichtsinnige Geschöpf wieder — als vergnügte junge Wittve eines anderen Mannes, mit dem recht sichtbaren Wunsche, möglichst bald wieder zu heirathen. Wachte sie doch! Nur nicht Sie, den ich ihr nicht gönnte, der mir zu werth, zu lieb geworden war, um ihn an solch eine Frau zu verlieren, ihn unglücklich werden zu sehen, ohne meine Warnungsstimme wenigstens einmal erhoben zu haben. — Nun habe ich dieser Frau abzubitten, und von ganzem Herzen will ich es thun. Sie aber würde mir für diese Intervention danken, denn das unterliegt mir keinem Zweifel, Leo, geheirathet sollten Sie werden, und ich machte Sie auf die Gefahr wohl erst aufmerksam, so daß Sie gerüstet waren! Aber nun kommen Sie zu ihm, und sagen Sie ihm — nein! Nichts. Ich will ihm entgegenreten, wie in jener Nacht. Ich will ihm in einem Augenblick, das Glück, die Hoffnung, das Leben bringen, wie ich es ihm in einem Augenblick — nahm.“

Noch nie im Leben hatte ich Berthold Schmidt so tief erregt und erschüttert, so außer sich gesehen. Die Thränen standen ihm in den Augen, als er sich abwendete und zur Thür schritt. Ich folgte ihm, und mir war einen Augenblick fast bethörend, im Gedanken an solche Ueberraschung. Mir war, als sollte ich den Eilenen, der nicht schnell genug dem Gefräßten das vollste Glück ringen konnte, noch zurückhalten. Aber es war zur Ueberlegung zu spät, denn die Thür zum Arbeitszimmer des Grafen hatte sich geöffnet, er stand an der Schwelle.

Erstaunt blickte er zur Treppe empor, die von nur mattem Licht erhellt war.

„Ah“, rief er, „man sagte mir, daß ein Gast in aller Stille mein Haus betreten habe, und ich wollte mich eben erkundigen, als mir auch der Gedanke kam, wer er sein könnte, den ich zu beherbergen das Glück habe“, schloß er, als Schmidt, der verbindlichen Handbewegung des Grafen rasch folgend, in das Zimmer trat, und ich ebenfalls folgte.

Hier standen sich beide im vollen, klaren Lichtschein der großen Lampen, die auf Schreibtisch und Divantisch standen, gegenüber.

„Sie machen mir die größte Freude, die ich mir im Leben noch denken konnte“, sagte Jaspers herzlich, Schmidts Hand mit großer Wärme drückend, „ich habe so aufrichtig gewünscht, einmal den Künstler, den ich als solchen so hoch schätzte, auch als Menschen kennen zu lernen, ganz besonders, nachdem mir unser gemeinschaftlicher Freund hier so manch Sympathisches von ihm erzählt hatte“, lächelte er verbindlich.

„Sehen Sie mich einmal recht an“, entgegnete Schmidt mit bebender Stimme, „kennen Sie mich nicht doch schon? Sind wir uns nie im Leben begegnet?“

„Das ist unmöglich, da — ich schwerlich vergessen konnte, wie Berthold Schmidt aussieht.“

Meine bellommene Spannung wich dem entsetzten Gedanken, daß hier irgend ein Irrthum vorliege.

„Denken Sie sich den Vollbart weg und die zehn Jahre — die üppigen Künstlerlocken — auf diesem stark gelichteten Scheitel hinzu“ — sagte Schmidt, bei dem der Humor sich schon wieder meldete, „und es wird mir doch gelingen, Sie zu überzeugen, daß ich nicht todt bin“, schloß er lächelnd.

Da — noch ein Moment — ein wortloses Anstarren, und mit einem gebrochenen Schrei stürzte Jaspers ihm an die Brust. Ein Schluchzen aus tiefster, erlöster Seele, wie es sich vielleicht jäh der Brust eines zum Tode Verurtheilten entreiht, dem in seiner letzten finsternen Stunde das Wort: Gnade! Freiheit! Leben! ertönt, und ich schlich mich hinaus, die beiden Menschen einander überlassend.

Wie hinauf zu Ulrike Raich.

Vorfällen.

Es ist doch recht merkwürdig, in welcher außerordentlichen Art Menschen durch Umgebung verändert erscheinen können. Schmidt z. B. ist hier ein ganz Fremder für mich geworden, ich kann nicht behaupten, in sympathischer oder angenehmer Weise. Der Rahmen der Großstadt mit ihren Salons paßt viel besser für seine Gestalt und Eigenart.

Er ist einer speziellen Einladung Herrn Conrads hierher auf einige Tage gefolgt. Jetzt ist er schon volle vierzehn Tage hier und denkt gar nicht an Abreisen. Im Gegentheil, er hat sich sein Malgeräth nachschicken lassen und will Rose Conrad malen. Aber nicht etwa als das was sie ist, sondern als eine Art Idealgestalt, eine Victoria oder ähnliches, die dem Sieger den Kranz reicht. Der reinste Mißgriff seiner Phantasie! Kein einziges kritisches Wort hat er über sie gesagt. Im Gegentheil — ganz hingerissen von ihrer Schönheit, ihrer „ernsten Anmuth“

war er. Ich hatte so sehr das Gegentheil gefürchtet, bei meiner Defantheit mit seinen kritischen Reigungen bisher allen Frauen gegenüber, daß ich auf der Fahrt hierher schon vorbeugen zu müssen glaubte, und zum Nachtheil Fräulein Conrads wirklich ein wenig übertrieb in meiner Beschreibung ihrer Person und ihm von ihrer philisterhaften Verständnißlosigkeit gegenüber „unseren Geschmacksrichtungen“, sagte ich, einiges angedeutet und ebenfalls, daß sie keinerlei Scherz verstände, geschweige denn geistreich zu erwidern wisse; man könne wohl sagen, daß sie etwas schwerfälligen Geistes sei, obwohl sonst ein vortreffliches, tüchtiges Mädchen, das ich ungern in ihren Empfindungen irgend peinlich berührt sehen würde.

Er sagte gar nichts auf diese Ermahnungsrede, sah aber so ironisch freundlich dabei aus, daß ich versunkente; er schien zu glauben, daß ich nicht vollkommen unbefangen, rein aus menschlicher Anteilnahme für meine lebenswürdige Wirthin sprach. Möchte er, so nahm er sich eben aus Rücksicht für mich in acht und kehrte seine rauhe Seite nicht heraus.

Daß er ins Gegentheil verfallen würde, hätte ich freilich kaum gedacht. Er macht ihr in aller Form den Hof. Das ist gar kein Zweifel, und auch sie ist wie verwandelt, seitdem er hier ist. Seine unverblühte Huldigung scheint ihr zu schmeicheln. Sie geht mit ihm spazieren, sitzt mit ihm am Kamin, und immer haben sie sich etwas zu erzählen, und niemals scheint ich gerade besonders willkommen zu sein, wenn ich mich anschließe.

Wieder ein eklatantes Beispiel davon, daß die Gegensätze sich berühren. Schön. Aber dauernd zu einander passen? Nein, das ist hier ganz ausgeschlossen. Schmidt bei all seinen guten Eigenschaften ist doch kein Mann für Rose Conrad. Ob er freilich so ernste Absichten hat, bezweifle ich auch noch sehr, und um ihm eine Abwechslung, einen eigenartigen Nervenreiz in diesem Umgang, diesem, von ihr vielleicht ernst genommenen Spiel, zu bieten, dazu ist sie mir doch zu schade. Ist will und werde jedenfalls aus meiner rücksichtsvollen Reserve herausgehen und bei Zeiten ein ernstes Wort gegen ihn fallen lassen.

Heute früh, wo Rose Conrad in der Wirthschaft beschäftigt zu sein pflegte, ging ich zu Schmidt hinauf. Er bewohnt ein großes Zimmer, das nach Norden liegt und bisher als Vorrathskammer diente. Aber da er zum Malen Nordlicht braucht und auch einen großen Raum, um eine lebensgroße Figur malen zu können, hat Herr Conrad ihm einen disponiblen eisernen Ofen oben hineinschicken lassen, und Fräulein Rose hat dies improvisirte Atelier sehr gemüthlich möblirt.

Ich klopfte an, erhielt keine Antwort und drückte auf die Klinge. Sie gab nicht nach, die Thür war verschlossen und zwar von innen.

Im nächsten Moment wurde sie von Schmidt geöffnet. Aber statt mich eintreten zu lassen, zeigte er sich nur in dem Spalt, mit einem Gesichtsausdruck „nur über meine Leiche geht der Weg!“ und flüsterte höflich:

„Bester Elsbach, entschuldigen Sie, wenn ich Sie nicht bitten kann, einzutreten, aber in einer halben Stunde stehe ich zu Ihrer Verfügung.“

Ich ging hinunter. Da war wohl nichts mehr zu wollen und jede Warnung ganz unnütz. Die beiden waren einig. Nun, mir kann's recht sein. Wie oft hat man das nicht schon erlebt, daß Menschen, die durch Welten von einander entfernt schienen im Geist und Herzen sich zum ewigen Bunde die Hände reichten, und wenn es geschehen war, wiederum durch Welten, Meere und Abgründe von einander getrennt waren. Aber Berthold Schmidt war mein Freund nicht mehr wie früher, und Rose Conrad war eines der üblichen Mädchen, die sich willenlos und vernunftlos ergeben, wenn sie ihren Meister gefunden, wie der Franzose sich ausdrückt: „La femme qui résiste, n'a pas encore trouvé son maître.“

Alte Erfahrung! Für solch ein herbes Naturweib ist zu oft ein Berthold Schmidt der Meister!

Sie hat mir eine Täuschung bereitet, an der ich viel mehr leide, als ich mir selbst gestehen darf. Sie war in ihrer Art ein so liebes, harmonisch abgetöntes Bild, so schlicht und wahr, ohne jede falsche Kontur, und nun auf einmal ist sie durch Zauber da eine ganz verzeichnete Linie hineingebracht worden, ein schreiender, banaler Mißton, seit Schmidt hier ist. Sich von ihm malen zu lassen, seinen Schmeicheleien Gehör zu geben, sich den Hof machen zu lassen und das nicht ohne Koketterie, hätte ich ihrem bisherigen ganzen Wesen kaum zugetraut. Ich gehe natürlich nicht wieder in sein Atelier hinauf ohne dringende Gründe. Daß mein Besuch während der Sitzungen stört, kann ein Blinder mit dem Krüdstock fühlen. Zum Krüdd! Was geht's mich an? Mir kommt er doch nicht ins Gehege! Oder doch am Ende? Ist da in mir etwas gekümmert, gewachsen, daß ich gar nicht der Beachtung werth gehalten habe? Bin ich an der Pflume vorübergegangen, sie düstlos und steif nennend, weil sie

nicht wie andere an meinem Lebenswege wiegend und neigend ihren Reiz mir entgegenhauchte? Und kommt ein anderer, der klareren Blickes ist als ich und streckt die Hand nach der stolzen, unberührten Blume. Wäre es denn für mich eine völlige Unmöglichkeit gewesen, das schöne, sehnüchtige Herz zu gewinnen, ehe es sich in heißer, banger Unbefriedigtheit dem anderen zuwendete, dankbar für seine Bewunderung, sein Erkennen?!

Ja, ich fürchte, daß meine ganze sittliche Entrüstung über sie und über ihn nichts Besseres ist als erwachende Eifersucht, und ich richtiger thäte, mit mir selbst zu hadern, mit meiner Thorheit und Blindheit, meinem lächelnden Hochmuth. Nun, dann ist mir wirklich recht geschehen, und ich darf mich noch glücklich schätzen, wenn ich irgend etwas dazu beitragen könnte, daß sie glücklich wird — statt des Gegentheils, wie ich beinahe im Begriff war!

Nein, da hört doch alles auf! Reitet denn diesen Schmidt ganz und gar der Teufel? Meine sentimentalen Anwandlungen sind fortgeblasen, und zwar von einem kräftigen Windstoß, kaum eine Stunde später als ich sie fühlte.

Es ist Sonntag fünf Uhr etwa.

Ich saß am Fenster in meinem Lehnstuhl, rauchte und starrte traurig in die sacht, sacht fallenden Schneeflocken, wie sie, kaum zur Erde gesunken, ihr weißes Unschuldskleid verloren und sich in Schmutzklappen auflösten.

Ich überlegte die Nothwendigkeit meines möglichst baldigen Abzuges aus diesem gastlichen Hause und gestand mir wehmüthig, daß es ein recht wenig fruchtbringender Aufenthalt gewesen war. Gearbeitet hatte ich denkbarst wenig, und mit mir nehmen that ich nur schmerzlich bittere Erinnerung an veräumtes Glück.

Die Leere und Dede meines Junggefellensheims erfüllte mich im Gedanken an Berlin wirklich mit Schauer. Nicht einmal Ihsabes schillernde Gestalt, der „stolze Glaube“, — in ihr geliebt und begehrt zu sein, konnte mehr etwas Anregung und Wärme hineinbringen, es knüpfte sich auch an diese Erinnerung eine recht aufrichtige Beschämung meiner Selbstschätzung.

Da klopfte es, und zu meinem Erstaunen schob sich die runde, vom schwarzen Sonntagsgewande umschlossene Gestalt Male Tauerts, der trefflichen Köchin und bräutlichen Wittwe herein, in mein Privatzimmer.

Mit ehrerbietigem Knix blieb sie einige Schritte von mir entfernt stehen.

„Darf ich wohl den gnädigen Herrn um eine kleine Unterhaltung bitten? Es ist eine Angelegenheit, mit der ich meine Herrschaft nicht belästigen möchte und geht diejenige auch mehr Ihnen an. Aber alle Menschlichkeit bei Seite, — so geht's hier nicht weiter und Sie sind ja doch der Freund von diesem Herrn Maler.“

Nachdem ich in größter Verblüfftheit diese Vorrede entgegengenommen hatte, forderte ich meine Besucherin auf, sich zu setzen.

„Ich danke sehr. Ich stehe immer und ich hab's auch nicht auf die Länge vor, sondern kann's kurz machen mit meiner Sache: Der Herr Maler steigt der Hantchen nach.“

„Was thut er?“ staunte ich.

„Der gnädige Herr versteht mir schon! Er will was anhängeln mit das junge Ding, und schämt sich gar nicht, wo er doch weiß, daß sie dem Herrn Lehrer sein einzig Kind ist und hier im Hause betreibt er solche Schliche, ohne von der Gastlichkeit und der gnädigen Herrschaft was reden zu wollen, denn, weil er nun mal Ihr Freund ist, will ich mich nicht weiter ausdrücken.“

(Fortsetzung folgt.)

Tel. 3046. Photographie C. H. Schiffer, Launusstr. 4

Er lebt. Der neue Landesherr war in seine Residenz eingezogen, und es folgte nun eine Reihe glänzender Feste. Für einen Abend waren auch die Vorstände der Landgemeinden auf das Schloß geladen. Wohl die meisten der Landwirte hatten das prachtvolle Residenzschloß im Innern noch nicht gesehen und konnten nun bei ihrem Eintritte auf den reichen und originellen Bauer Krumbügel machten die strammen, in mittelalterlicher Rittertracht gekleideten, mit Schwert und Hellebarde ausgerüsteten Ehrenwachen, die im Portale, an den Treppenaufgängen etc. aufgestellt waren, in stolzer, kriegerischer Haltung dastanden und mit feiner Wimper zuckten, einen gewaltigen Eindruck. Die am ersten Treppenaufgange postierte Ehrenwache war eine äußerst stattliche Erscheinung. Da aber Krumbügel an derselben keinerlei Bewegung wahrnehmen konnte, so verließ er seinen Freund Habermann, mit dem er eingetreten war, auf kurze Zeit, und ging rings um den Ritter herum, ihn dann und wann mit dem Finger vorsichtig berührend, bis er triumphierend ausrief: „Weiß Kneepchen, Habermann, der Kerl lebt, . . . ich dachte, des Luder war' ausgeschuppt!“

Denkspruch.

„Freund in der Not“ will nicht viel heißen;
Hilfsreich möchte sich mancher erweisen.
Aber die neidlos ein Glück dir gönnen,
Wie darfst du wahrlich „Freunde“ nennen.

P. F. v. F.



Im Herbst.

Skizze von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verbott.)

Mit einem schweren Seufzer legt Dr. Clemens Immenhofen die Feder aus der Hand. Es ist umsonst — wie er auch grübelt und sinnt, die Arbeit will ihm heute nicht gedeihen; die Ideen, die ihm ehemals in so verschwenderischer Fülle zuströmten, daß er Mühe hatte, sich ihres Reichthums zu erwehren, sie stellen sich nicht ein. Und nun breiten sich überdies die Schatten der Dämmerung grau und düster um ihn her. Er sieht auf die Uhr und ist erstaunt über die frühe Dunkelheit.

„Wie rasch doch der Herbst gekommen ist!“ denkt er. „Ich bin des Sommers kaum gewahr geworden. Aber so schien mir's freilich noch in jedem Jahr.“

Er steht auf, um nach der Lampe zu klingeln, aber er läßt die Hand wieder sinken. Ihm graut vor der Einsamkeit des langen Abends, der für seine Arbeit unfruchtbar sein wird, wie es der heutige Tag und wie es die letzten Wochen und Monate gewesen. Eine heiße Sehnsucht steigt in seinem Herzen auf, die Sehnsucht nach einem lieben, menschlichen Wesen, das jetzt in der Dämmerung an seiner Seite säße, dessen Hand er in der seinigen hielte und mit dem er leise plauderte von seinem Schaffen, seinen Plänen und von jenen tausend Dingen, über die man eben nur mit einem ganz vertrauten Menschen plaudern kann. Es ist sonderbar, daß er viele Jahre lang nichts von solcher Sehnsucht empfunden und daß sie jetzt so inbrünstig, so übermächtig von ihm Besitz ergreift. Es ist ihm, als hätte er das, was er sich da wünscht, noch vor kurzer Frist besessen, als fühlte er noch den warmen Druck der schlanken weichen Finger, die sich so heimlich in seine Hand zu stellen wußten, als hörte er noch den Klang der süßen Stimme, die das Entzücken so vieler Tausende gewesen.

Aber das alles ist ja in Wahrheit lange her, es liegt hinter ihm wie ein Traum. Im Frühling seines Lebens war es, da er sich daran erfreuen durfte. Und nun ist schon der Herbst gekommen, ohne daß er des Sommers so recht gewahr geworden wäre. Daß er verloren hat, was ihm heute so begehrenswert erscheint, es war seine eigene Schuld, und er will es nicht einmal bereuen. Denn es konnte wohl nicht anders sein. Er hatte sein junges Weib für sich allein haben wollen. Sie sollte nichts als der schmiegsame Esen sein, der sich in zärtlicher Umschlingung um den Stamm der starken, schirmenden Eiche rankt. Und sie hatte ihren eigenen Platz in der Sonne beansprucht, hatte schlank und gerade neben ihm zur lichten Höhe emporstreben, hatte als ein selbständiges Bäumchen mit einer Krone voll duftiger Blüten die Blicke der Menschen auf sich ziehen wollen. Das hatten sein Stolz und seine Eigenliebe nicht gelitten. Er hatte sie eines Tages vor die Wahl gestellt zwischen dem trauten, ehelichen Heim und dem schimmernden Konzertsaal, zwischen der sorglich hegenden Liebe eines Mannes und den rauschenden Guldigungen der Menge. Er hatte gehofft, daß sie sich für seine Liebe entscheiden würde, aber er hatte kein Wort der Bitte verschwendet, als er sah, daß ihr Herz sich nach der anderen Seite neigte. Und nicht in flammendem Born waren sie auseinandergegangen, sondern kühl und ruhig, nach der Meinung der Welt als gute Freunde, die nicht einen Augenblick an gesehliche Scheidung dachten. Hier und da im Laufe der Jahre hatte der Zufall sie zu flüchtiger Begegnung zusammengeführt, und keines hatte dem anderen ein Bedauern verraten über den Entschluß dieser

Trennung. Die gefeierte Konzertsängerin schien für das Berlorene reichen Ersatz gefunden zu haben in der Bewunderung der Welt, und der stattliche, kraftvolle Mann, dem leuchtende Frauenaugen folgten, wo er immer ging, stand in dem Rufe, seine Freiheit in vollen Zügen zu genießen. Sie hatten sich die Hände gereicht und gleichgiltig höfliche Worte gewechselt, um so bald als möglich wieder nach entgegengesetzten Richtungen auseinander zu gehen.

Und nun sind volle fünf Jahre vergangen, seitdem Clemens Immenhofen seine Gattin nicht mehr gesehen. Es ist nichts geschehen, um ihn gerade in dieser letzten Zeit lebhafter als sonst an sie zu erinnern. Und doch ist sein Herz so voll Sehnsucht, doch lastet das Gefühl der Einsamkeit so schwer auf ihm, wie nie zuvor.

Woll er die Leere seiner vier Wände nicht ertragen kann, rüstet er sich, auszugehen. Wie er vor dem Spiegel steht, um seine geloderte Kravatte fester zu binden, schaut ihm ein ernster, müder Mann entgegen, dessen gelichtetes Haar sich an den Schläfen silbern gefärbt hat.

„Herbst!“ murmelt er mit einem wehmütigen Bücken der Mundwinkel. „Wie ist doch der Sommer eines Menschenlebens so kurz!“

Als er auf die Straße hinaustritt, bläst ihm rau und ungeberdig der Oktobersturm entgegen. Welle Blätter wirbeln um ihn her, und sein Fuß tritt auf raschelnbes Laub. Es geht rasch zu Ende mit der prangenden Lebensfülle in der Natur, und Clemens Immenhofen fühlt sich von einem Erstaunen durchrieselt, das nicht der rauhe Nordost verschuldet hat, sondern das wie eine beklemmende Vorahnung eigenen Wellens und Sterbens ist.

An der Schwelle der Weinstube, wo er sicher diesen oder jenen seiner sogenannten guten Freunde antreffen würde, macht er wieder kehrt. Nein, nur das nicht! Nur kein leeres Geschwätz und keine leichtsinnigen Witzhaushilfen. Sie würden ihm das Gefühl seiner Einsamkeit nur noch schmerzlicher machen, statt es zu verschleichen. Der Zufall führt ihn an dem erleuchteten Portal des vornehmsten Konzerthauses vorüber, und ohne zu wissen, was ihn drinnen erwartet, tritt er ein.

Das Konzert hat schon begonnen; aber der Kassierer ist noch in seinem Verschlage, und Immenhofen muß einen Logenplatz dicht an der Orchesterecke nehmen, da sonst alles ausverkauft ist. Ein Jüngling mit einer Löwenmähne setzt sich eben an den Flügel, als er eintritt. Er spielt gut; aber die Musik wirkt auf Immenhofen heute nicht als eine wohlthuende Zerstreuung, sondern sie läßt ihn dieses räthelhafte Gefühl einer unennbaren Sehnsucht nur tiefer empfinden. Selbst in der Einsamkeit seiner Behausung ist er sich nicht so allein vorgekommen, wie hier inmitten der vielen Hunderte von Menschen.

Er blickt umher, und er glaubt wahrzunehmen, daß alle diese Hunderte dem Jüngling mit der Löwenmähne nur sehr geringe Aufmerksamkeit schenken, daß sie zerstreut und unruhig sind wie Leute, die auf etwas anderes, Interessanteres warten. Und während der kurzen Pause, die auf den Klaviervortrag folgt, hört er seine Umgebung von diesem anderen sprechen. Es ist von einer offenbar sehr berühmten und beliebten Künstlerin die Rede, die heute zum letzten Male auftritt, sich für immer vom Publikum verabschieden will. Man bedauert ihren Entschluß, den alle Welt für verfrüht hält, und man ist jedenfalls gesonnen, ihr das Scheiden schwer zu machen. Clemens Immenhofen hört nur mit halbem Ohr auf das Gerede, plötzlich aber fährt er zusammen, als ob jemand ihm einen Schlag versetzt hätte. Denn jetzt hat er von irgend woher auch den Namen der Künstlerin gehört — einen Namen, den er wahrlich gut genug kennt: denn es ist der Mädchenname seiner Frau. Er will aufspringen, um zu entfliehen. Aber es ist zu spät, denn eben werden die Saaltüren geschlossen, und das schmale Pförtchen des Künstlerzimmers tut sich auf. Von stürmischem Beifall begrüßt, schreitet die Sängerin langsam bis an den vorderen Rand der Estrade vor. Raum sechs Schritte ist sie von dem Platze ihres Mannes entfernt, und eine unwiderstehliche Macht zwingt ihn, sie un-

verwandt anzusehen. Er findet sie schön wie immer, aber es entgeht ihm doch nicht, daß ihre Schönheit heute von einer anderen Art ist, als bei ihrer letzten Begegnung. Es liegt wie ein Hauch von Schwermut über ihrem Gesicht, und es sind ein paar müde Linien darin, die gleich den feinen Fältchen an den Augenbrauen verraten, daß die Tage der Blüte vorüber sind.

(Schluß folgt.)



Haus- und Familienaberglaube. Der Aberglaube erfreut sich trotz der Fortschritte der Naturwissenschaften und der Verbreitung der Aufklärung in unseren Tagen noch immer einer ziemlich umfangreichen Herrschaft, und namentlich ist es der Haus- und Familienaberglaube, der in Stadt und Land noch wunderbare Blüten treibt. Da gilt vor allem der Freitag als ein Unglückstag, an dem niemand ein Geschäft anfangen, eine Reise unternehmen oder Hochzeit feiern soll; ja, nicht einmal fröhlich soll man am Freitag sein; denn wer an diesem Tage lacht, der muß am Sonntag weinen. Auch eine geheime Heilkraft besitzet dieser Tag, da der, welcher sich jeden Freitag die Nägel schneidet, von allem Zahnweh befreit sein soll. — Viele meinen ferner, daß das Wiesen, während jemand etwas erzählt, die Wahrheit seines Vortrages bestätigt. Die Hausfrau auf dem Lande glaubt bestimmt, daß sie heute noch Besuch erhält, weil sich die Katze am Ofen die Pfötchen putzt. Selten erzählt jemand von seinem andauernden Wohlbefinden, ohne das Wort „unberufen“ hinzuzusetzen. — Wenn ein Fremder in die Stube tritt, so soll er sie ja nicht verlassen, ohne sich geseht zu haben, damit er die Ruhe nicht aus dem Hause trägt. — Weiße Fleckchen auf den Fingernägeln bedeuten Glück und langes Leben, und das Klingen im Ohr bedeutet, daß im selben Augenblick über einen gesprochen wird, und zwar Gutes oder Schlimmes, je nachdem man das Klingen im rechten oder linken Ohr vernimmt. Das Juden der rechten Handfläche verspricht Geld, das des rechten Auges Tränen, das der Nasenspitze Aerger. — Das sogenannte „Alpdrücken“, das meist die Folge eines überladenen Magens und schlechter Verdauung ist, wird auch jetzt noch in abergläubischer Weise gewissen Personen, den „Druden“, als eine böswillige Tat zugeschrieben, und das Volk hat auch sein Mittel dagegen gefunden. Die „gedrückte“ Person ruft nämlich in ihren nächtlichen Schmerzen der Drude zu: „Komm morgen, so will ich borgen“ — oder sie wirft ihr das Kopfkissen nach; dann muß die Drude in der Frühe kommen. Ein eigenes Zeichen, die Drude abzuwehren, ist der mit geweihter Kreide an verschiedene Orte zu schreibende, sogen. „Drudenfuß“. Die Landleute zeichnen ihn an die Bettstellen und besonders an die Wiegen ihrer Kinder. Schreit ein Neugeborenes viel, so heißt es gleich, es sei von einer Drude bezaubert worden. Nun wird es „beschrälen“ und der böse Geist durch eine alte Frau exorziert. Diese abergläubische Sitte ist u. a. in den Städten an der böhmischen Grenze in Übung. — Der moderne Aberglaube knüpft sich auch an die Zahlen. Drei ist eine heilige Zahl, sieben eine Unglückszahl, aber die schlimmste von allen ist die Dreizehn, das „Teufelsduzend“. Selbst gebildete Leute können ein Gefühl des Mißbehagens nicht unterdrücken, wenn sie an der Tafel dreizehn Personen zählen, weil der Aberglaube besteht, daß eine davon in diesem Jahre noch sterben muß, und gewöhnlich derjenige, welcher durch sein Zählen das Unglück entdeckt hat. — Sehr im Schwange ist der Glaube an die Prophezeiungskraft der Karten, des Kaffeesatzes oder Eidotters, der Glaube an Wunderdoktoren und Sympathietheuren — kurz, der Aberglaube in allen Formen. Und doch nennt sich das deutsche Volk das „Volk der Denker“ und freut sich, es „so herrlich weit gebracht“ zu haben. Ist das nun nicht auch Aberglauben?



Der Liebesbrief des Humoristen.

Ein junger Humorist verliebte sich heftig in ein hübsches Mädchen und zwar wie immer auf den ersten Blick. Die Größe

seiner Neigung und die Heftigkeit des Anfalles ist aus folgendem Briefe ersichtlich, den er an die junge Dame richtete:

„Mein teureres Fräulein! — Jedesmal, wenn ich an Sie denke, häuft mein Herz auf und nieder in meiner Brust wie ein aufgeregter Wal in einem Fischbassin. Empfindungen unaussprechlichen Glückes tummeln sich durch meinen Bufen, wie junge Katzen auf dem Dache eines Hinterhauses und durchbohren meine Herzmuskeln wie zerbrochene Flaschen auf einer Gartenmauer die Hofen des nächtlichen Einbrechers. Wie ein junges Entchen in einer Schlammfuge, so schwimme ich in einem See voll Seligkeit. Ausstrahlungen eines übernatürlichen Entzückens, dichter als die Borsten einer Schuhbürste, besuchen mich in meinem Schlummer und, getragen von Ihren unsichtbaren Schwingen, haucht meine Seele nach Ihrem Bilde, wie ein Forsterziegel nach einer Schmeißfliege schnappt.“

Seit das Licht Ihres strahlenden Antlitzes auf meinen Lebensweg gefallen ist, habe ich zuweilen das Gefühl, als könnte ich mich mit meinem Stiefelknecht auf die Spitze des Kirchturms heben und dort die Glocken zur Morgenandacht läuten.

Tag und Nacht schweben Sie durch meine Gedanken und jedesmal, wenn ich an Sie denke, scheint sich mein Herz wie ein Stück Guttapercha quer durch meinen Brustkasten auszuspannen.

Ihr Haar ist gleich der goldgepuderten Mähne eines kastanienbraunen Rosses und die schief hindurchgesteckten Haarnadeln erfüllen mich mit unbegrenzter Ehrfurcht. Ihre Stimm ist glänzender als der Ellbogen eines alten Rockes und Ihre Augen sind herrlich anzuschauen. In den klaren Tiefen Ihrer Blicke sehe ich Legionen von Liebesgöttern krabbeln, wie Ameisen in einem alten Stiefel. Sobald ihr Feuer meine Mannesbrust trifft, schlägt es durch meinen ganzen Körper wie eine Ladung Vogeldunst einen reifen Apfel durchlöchert.

Wenn Sie meine bohrende Leidenschaft nicht erwidern können, werde ich vor Gram vergehen wie eine vergiftete Fliege, und vom grünen Weinstock des Lebens abfallen wie ein dürre Zweig. Und wenn dann in kommenden Jahren die Schatten von den Hügeln ins Tal wallen und der Wiesenläufer sein schmelzendes Abendlied in die Lüfte haucht, so können Sie, beglückt von der Liebe eines andern, kommen, eine bittere Träne zu weinen und sich einen gründlichen Schnupfen zu holen auf dem Grab, das die letzten Ueberbleibsel birgt.

Ihres ergebensten H. H.



Gilderrätsel.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)